

Neue Sachbücher

Verstehen Sie mein Reflexivpronomen bitte nicht falsch

Wer redet denn heute noch vom "Ich"? Gerhard Roth rennt die Türen der Philosophie des Geistes ein, die Michael Pauen schon geöffnet hat

Interdisziplinarität ist, das wissen wir alle, eine gute Sache. Deshalb ist es auch zu begrüßen, wenn sich immer mehr empirische Wissenschaftler - Psychologen wie Theo Herrmann und Wolfgang Prinz sowie Neurobiologen wie Wolf Singer und jetzt auch Gerhard Roth - für Fragen interessieren, die gemeinhin der Philosophie zugerechnet werden. Gerade von der Kombination empirisch-wissenschaftlicher und philosophischer Kompetenz kann man sich durchaus neue und weiterführende Ergebnisse versprechen. Aber - und das ist ein großes "Aber": Wer immer sich zur weitverzweigten Frage des Selbst äußert, sollte den Stand der Diskussion kennen - und das ist keineswegs immer der Fall.

Leider gilt das auch für Gerhard Roths neues Buch "Fühlen, Denken, Handeln". Dabei hätte ein Blick in den Band "Grundprobleme der Philosophie des Geistes" von Michael Pauen, mit dem Roth eine ganze Zeit im Hanse-Wissenschaftskolleg Tür an Tür gearbeitet hat, genügt, um Roth vor einigen allzu einfachen Diagnosen zu bewahren. Pauen bietet einen soliden Überblick über fast das gesamte Spektrum der Probleme der Philosophie des Geistes. Wer sich über den Stand der Diskussion informieren will, ist mit diesem Buch also sehr gut bedient. Sicher, Pauen verfolgt nicht immer jedes Problem bis ins letzte Detail, doch gerade dadurch wird sein Überblick für Nichtphilosophen um so lesbarer.

Daß Roth sich philosophisch gründlicher hätte informieren sollen, trifft um so mehr zu, als er seine Ziele hoch gesteckt hat. Er möchte "die Umriss eines neuro- und kognitionswissenschaftlich begründeten Menschenbildes" präsentieren, "das die Grundlage zu einem offenen und toleranten Gespräch mit den Sozial- und Geisteswissenschaften über das ‚Wesen des Menschen‘ bilden kann". Das bisherige Menschenbild ist, so Roth, "vernunft- und ich-zentriert". Es besagt, daß das Ich "der Mittelpunkt und Träger aller geistigen, emotionalen und willentlichen Akte" ist, "das im Auf und Ab des Lebens überdauernde Wesen der Person" und der Träger der Menschenwürde. Außerdem - so das bisherige Menschenbild - ist das Ich "der Verursacher des Handelns" und deshalb für dieses Handeln verantwortlich. Um diese Thesen zu widerlegen, breitet Roth in beeindruckender Weise die Befunde der empirischen Humanwissenschaften aus - Befunde zur Stammesgeschichte des Menschen, zur Struktur und Arbeitsweise des Gehirns, zu den neuronalen Korrelaten von Denken, Fühlen und Handeln, zur Entwicklung des Selbstbewußtseins, zu Sprache und Verstehen. Alle diese Befunde, und darauf will Roth hinaus, legen ein ganz anderes Menschenbild nahe - ein Menschenbild, das unter anderem auf den folgenden Annahmen beruht:

Es gibt keinen "qualitativen evolutiven Sprung" zwischen uns und unseren nächsten Verwandten, den Schimpansen. Bewußtsein ist nicht die Krone menschlichen Wesens und nicht die entscheidende Grundlage unseres Handelns. Das Ich ist nicht der Steuermann, auch wenn es sich Wahrnehmungen und Handlungen zuschreibt; es ist nur ein virtueller Akteur in einer vom Gehirn konstruierten Welt. Unser bewußtes Ich hat nur begrenzte Einsicht in die eigentlichen Antriebe unseres Verhaltens. Die Frage "Ist das Ich Herr im eigenen Haus?" ist nach Roth mit einem glatten Nein zu beantworten. Und genauso steht es mit der Frage, ob das Ich in seinen Handlungen frei und verantwortlich ist.

Dem Philosophen fällt hier vor allem eines auf - Roths völlig unbekümmerter Umgang mit dem Ausdruck "das Ich". Kann man wirklich davon ausgehen, daß jede Person ein Ich besitzt,

und sich dann die Frage stellen, ob die Handlungen der Person auf dieses Ich zurückgehen oder ob das Ich nicht selbst ein Konstrukt des Gehirns dieser Person ist? Hier sollten alle Alarmglocken schrillen. Allerdings wird die Frage, wie sinnvoll es ist, von "dem Ich" oder "dem Selbst" zu reden, auch in Pauens Überblick nur stiefmütterlich behandelt. Immerhin zitiert er den treffenden Satz des englischen Philosophen Anthony Kenny: ",Das Ich' ist nichts weiter als ein Stück ‚Philosophenunsinn', entstanden aus dem Mißverständnis eines Reflexivpronomens." Im Englischen ist das in der Tat noch deutlicher als im Deutschen. Vor nicht allzu langer Zeit wurde das Reflexivpronomen "myself" noch auseinander geschrieben "my self". Warum sollte man diesen Ausdruck also nicht genauso verstehen wie "my book" oder "my dog" und annehmen, "my self" würde ein bestimmtes Ding bezeichnen - eben mein Selbst.

Aber so naheliegend das auch sein mag; es ist tatsächlich Unsinn. Denn wenn ich sage "I am coming myself" oder "Ich komme selbst", dann sage ich damit nicht, daß mein Selbst kommt oder daß ich mit meinem Selbst komme, sondern schlicht, daß ich komme. Und das Wort "ich" bezieht sich dabei nicht auf eine Cartesische Res cogitans, sondern auf eine Person aus Fleisch und Blut - auf das Lebewesen, das ich nun einmal bin. Es ist schade, daß Roth all dies schlicht ausblendet; er stellt sich die Frage gar nicht, ob die Rede von "dem Ich" oder "dem Selbst" vielleicht philosophischer Unsinn ist, sondern untersucht nur, ob das Ich die Rolle spielen kann, die ihm, wie er meint, herkömmlich zugeordnet wird. Selbst wo er erwägt, daß dieses Ich womöglich nur eine Erfindung des Gehirns ist, bleibt er - sozusagen ex negativo - dem Cartesischen Bild verhaftet. Dabei kann man gerade aus kognitionswissenschaftlicher Sicht eine sehr plausible Erklärung für all die Probleme geben, die sich um die Wörter "ich", "selbst" und "Selbstbewußtsein" ranken.

Pauen hat die entsprechenden Stufen dieser Entwicklung im Subjektivitätskapitel seines Buches überzeugend zusammengefaßt: Erstens muß jedes Wesen, um ein wie auch immer rudimentäres Selbstbewußtsein zu entwickeln, lernen, diejenigen Lebewesen zu identifizieren, die überhaupt psychische Eigenschaften besitzen; zweitens muß es lernen, die Perspektive dieser Lebewesen zu übernehmen, also zu erkennen, daß auch sie die Welt repräsentieren, und zwar in einer je spezifisch anderen Weise; drittens schließlich gehört zur Entwicklung eines Selbstbewußtseins die Ausbildung "eines stabilen Selbstkonzepts, das die Selbstzuschreibung dauerhaft wirksamer Dispositionen und Eigenschaften einschließt". Bemerkenswert an dieser Erklärung ist, daß sie sehr gut zu den von Roth ausgebreiteten empirischen Fakten paßt. Noch wichtiger ist aber, daß in ihr an keiner Stelle von einem Ich oder dergleichen die Rede ist. Die Entwicklung von Selbstbewußtsein ist nicht die Entwicklung einer neuen Entität - eines Ich -, sie besteht in der Ausbildung der Fähigkeit kognitiver Wesen, sich selbst als Teil der eigenen Umwelt zu repräsentieren.

Der unbekümmerte Umgang mit dem Ausdruck "das Ich" beeinträchtigt leider auch Roths Überlegungen zum Problem der Willensfreiheit. Er verführt ihn dazu, von den verschiedenen möglichen Antworten auf die Frage, was denn "Willensfreiheit" überhaupt heißen kann, gerade die unplausibelste zu wählen: Eine Entscheidung oder Handlung ist genau dann frei, wenn sie durch das Ich hervorgerufen wird, und zwar so, daß dieses Hervorrufen selbst nicht verursacht ist. Was noch schlimmer ist: Roth tut so, als gäbe es zu dieser Auffassung keine Alternativen. Auch hier hilft jedoch ein Blick in Pauens Buch, in dem deutlich wird, daß der Begriff der Willensfreiheit äußerst umstritten ist. Da gibt es auf der einen Seite die Kompatibilisten, die meinen, eine Entscheidung oder Handlung könne auch dann frei sein, wenn sie vollständig physiologisch oder psychologisch determiniert ist, und auf der anderen Seite die Inkompatibilisten, die dies aufs schärfste bestreiten. Während Pauen in Anknüpfung an Thomas Nagel und Galen Strawson für den Kompatibilismus optiert, entscheidet sich Roth zumindest implizit für den Inkompatibilismus, ohne die damit verbundenen Probleme gebührend zu reflektieren.

Die empirischen Befunde, die Roth zufolge gegen die Willensfreiheit sprechen, beruhen hauptsächlich auf den inzwischen schon berühmten Experimenten Benjamin Libets, die in den letzten Jahren von Haggard und Eimer noch einmal bestätigt wurden. Das Grundszenario ist folgendes: Eine Versuchsperson wird gebeten, zu einem von ihr selbst gewählten Zeitpunkt innerhalb einer Zeitspanne von drei Sekunden eine einfache Hand- oder Fingerbewegung auszuführen und dabei den Zeitpunkt der Entscheidung mit Hilfe einer Oszilloskop-Uhr festzuhalten. Das überraschende Ergebnis war, daß sich schon etwa 350 Millisekunden vor der bewußten Entscheidung ein Bereitschaftspotential nachweisen ließ - ein Anhaltspunkt dafür, daß die Versuchsperson ihren Entschluß deutlich nach der Einleitung der Bewegung durch neuronale Prozesse gefällt hat. Was folgt daraus? Roth ist hier ganz eindeutig: Der "Willensakt tritt in der Tat auf, nachdem das Gehirn bereits entschieden hat, welche Bewegung es ausführen wird." Mit anderen Worten: Die bewußte Entscheidung ist selbst nie die Ursache unserer Handlungen, sondern bestenfalls selbst ein Effekt unbewußter neuronaler Prozesse. Aber ist diese Schlußfolgerung wirklich zwingend? Und noch wichtiger: Ist damit Willensfreiheit tatsächlich empirisch widerlegt?

Für Roth stellt sich die Situation so dar: Da gibt es auf der einen Seite das neuronale Geschehen, das in meinem Gehirn abläuft, und auf der anderen Seite die bewußte Entscheidung meines Ich. Wenn nun die neuronalen Prozesse, die zur Ausführung einer Handlung führen, früher beginnen als die Entscheidung meines Ich, dann war diese Entscheidung nicht die unverursachte Ursache dieser Handlung und diese Handlung daher nicht frei. Aber wie sehen die Dinge aus, wenn wir uns von der Annahme eines obskuren Ich lösen und die Freiheit einer Handlung nur davon abhängig machen, daß sie auf eine Entscheidung des Lebewesens zurückgeht, das ich nun einmal bin?

Auf den ersten Blick scheinen Libets Ergebnisse auch dann noch gegen die Willensfreiheit zu sprechen. Denn die neuronalen Prozesse beginnen immer noch, bevor die Entscheidung stattfindet. Allerdings: Diese Interpretation setzt, wie Pauen betont, die unplausible Annahme voraus, daß Entscheidungen singuläre, zeitlich genau bestimmbare Ereignisse sind. Schon die vorwissenschaftliche Erfahrung lehrt dagegen, daß Entscheidungsprozesse durchaus komplex und langwierig sein können. Es ist daher durchaus plausibel anzunehmen, daß die von Libet angenommene instantane Entscheidung nur die letzte Stufe eines Entscheidungsprozesses darstellt, der wesentlich früher begonnen hat. Entscheidungen - das wäre also die Gegenposition - sind selbst neuronale Prozesse, deren Ergebnis uns manchmal erst bewußt wird, wenn die Prozesse abgeschlossen sind. So verstanden widersprechen Libets Experimente einer Willensfreiheit aber in keiner Weise.

Brauchen wir also, wie Roth sagt, ein neues Menschenbild? Sicher ist es notwendig, ein Menschenbild zu entwickeln, das mit der Cartesischen Idee eines selbst nicht körperlichen, aber den Körper steuernden Ich vollständig bricht und den Menschen als das begreift, was er wirklich ist: ein zwar hochentwickeltes, aber trotzdem biologisches Wesen. Doch das scheint nun gerade nicht die Aufgabe gewesen zu sein, vor die sich Roth in seinem neuen Buch gestellt sah.

ANSGAR BECKERMANN

Gerhard Roth: "Fühlen, Denken, Handeln". Die neurobiologischen Grundlagen des menschlichen Verhaltens. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001. 493 S., geb., 58,- DM.

Michael Pauen: "Grundprobleme der Philosophie des Geistes". Eine Einführung. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2001. 320 S., br., 29,14 DM.